

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mittheilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 52, 30. December 1843

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 52.

Sonnabend, den 30. December.

1843.

Die Umrisse eines Lebens.

(Schluß.)

X.

Daß mich zu Ende eilen mit meiner schrecklichen Geschichte.

Ich ging vorwärts nach Rosenthal, als die Glocke neun schlug. Ich fand Adelaide allein, bei der Harfe sitzend. Meine Stimme war fest, und die Strahlen des Vollmondes, die ihr blaßes Licht durch die gothischen Fenster gossen, dienten eher dazu, die Farbe und den Ausdruck meines Gesichts zu verrathen, als zu verbergen. Ich lehnte mich an sie, bis sie meine Lieblingsarie spielte. Dann legte ich ihren Arm in den meinigen, und bat sie, mich in den Garten zu begleiten.

Ich hörte von ihr, daß der preussische General, den der Baron erwartete, ein Freund des Grafen von G. in S. in Schlesien sei, und daß er gehofft habe, in mir Friedrich, den Sohn desselben, zu begrüßen, welcher auf den Wunsch seines Vaters, seine Studien in Jena wieder aufnehmen solle.

Ich hörte ferner, daß Adelaidens Bruder, Albert, von Einem, welcher den jungen Edelmann gut kannte, wiederholt die Versicherung erhalten habe, daß Derjenige, welchem er seine Rettung vor italienischer Rache verdanke, kein Anderer sei, als Friedrich, dessen Excentricität es ihm einbe, auf der Universität unter einem angenommenen Namen zu bleiben. Ungeachtet meiner Ver-

sicherungen vom Gegentheil, hatten der Baron und seine Familie bei jener Meinung beharrt. Mein nachheriges Betragen hatte ihren Irrthum bestätigt. Ich erzählte die Einzelheiten meiner Geschichte, so wie sie hier gegeben sind, ihr, welche mein einziger Ankergrund auf Erden war.

Als ich zu Ende war, nahm sie meine Hand, und sie zwischen ihre kleinen, weißen Händchen drückend, sagte sie — »Wilhelm, ich bin noch die Deine.« Sie war ruhiger als gewöhnlich; doch in jeder andern Hinsicht zeigte sie Nichts, als ihre natürliche Einfachheit.

Aber es stand geschrieben, daß es nicht so sein sollte, und meine Seele erkannte den Beschluß des Himmels. Ich schloß sie in meine Arme, als wäre es zum letzten Male, und ihre Rippen bebten und wurden lilienbleich und kalt, als eine Thräne nach der andern auf ihre schöne Stirn rollte, und schwach war ihre Erwiderung auf meine Bitte, der Himmel möge in dem Augenblicke uns zu sich hinaufnehmen.

Sie wußte noch nicht, daß ich mit Blut besleckt war; aber bald genug erfuhr sie es. Der preussische General kam an mit der Nachricht von Friedrichs Tode, und ich wurde in derselben Nacht des Mordes wegen arretirt. Der Graf von G. war ein unbarmherziger Verfolger — die Umstände waren gegen mich — ich wurde verhört und zum Tode verurtheilt.

Der Tag, bestimmt zu meiner Hinrichtung, war nahe. Ich sah seinem Erscheinen mit Gleichgültigkeit entgegen. Wäre es nicht wegen des öffentlichen Aufsehens und Schimpfs gewesen, ich würde ihn mit Freunden begrüßt haben, denn ich sehnte mich nach meinem Grabe. Als ich

um Mitternacht auf meinem Gefängnißlager ruhte, wurde die Thür aufgeschlossen, und der Gefängnißwärter, ein Mann von trübem Mienen und vor der Zeit gealtertem Gesicht, stand vor mir. Nachdem er mich von meinen Fesseln befreit hatte, gab er mir die Mittel, mich zu verkleiden und ein Paar Pistolen, und eine Bewegung machend, ihm zu folgen, führte er mich aus den Mauern. Zwei Pferde waren für uns bereit, er bestieg das eine, und mir sagend, ich möge auf Tod und Leben reiten, brachte er mich bis an die Grenze. Wir erreichten glücklich Hamburg. Ein Schiff, welches nach England lichter, nahm uns als Passagiere auf, und mit günstigem Winde segelnd, landeten wir nach einer schnellen Reise in Harwich.

Ich wünschte gerades Weges nach London zu gehen, aber mein Begleiter klagte über Krankheit und erklärte seine Unfähigkeit zu reisen. Ich war ihm innig dankbar für die Gefahr, der er sich ausgesetzt, meine Flucht zu veranstalten; und da er schnell kränker wurde, so blieb ich beständig neben seinem Bette. Endlich erklärte der Arzt seinen Zustand für hoffnungslos, und die Symptome seiner nahen Auflösung wurden untrüglich. In einem Moment, wo Alle außer mir sich aus seinem Zimmer zurückgezogen hatten, bat er mich, die Thür zu schließen und auf seine Worte, die Worte eines Sterbenden, zu hören.

»Ich war einst,« sagte er, »der Eigenthümer eines glücklichen Besitzthums. Einem Manne, welchem ich mein unbegrenztes Vertrauen geschenkt hatte, vertraute ich mein kleines Vermögen ohne Zeugen. Er betrog mich, und Glend, drückendes Glend, wurde meinem Weibe und meinen Kindern zu Theil. In einem Augenblicke der Verzweiflung entriß ich mit Gewalt dem Schurken einen Theil seines Raubes, dessen Treulosigkeit meinen Ruin zu Wege gebracht hatte. Dafür wurde ich verurtheilt, Zeit meines Lebens als Vaugefangener zu arbeiten. Durch besonderen Wechsel der Dinge wurde ich Schlichter in dem Gefängnisse, wo Sie eingeschlossen waren. Ich beschloß, Sie zu befreien, oder unterzugehen — es ist mir gelungen — empfangen Sie nun meinen Segen und dieses Gold, die Ersparungen von Jahren des Glends. Wenn ich nicht mehr bin, so lassen Sie diesen armen, erschöpften Körper der Erde übergeben. Geben Sie mir Ihre Hand — möge Gott Dich beschützen, unglücklicher Jüngling, und bewahren vor fernem Kummer.«

»Und was für ein Name,« fragte ich, »soll auf Ihren Grabstein?«

»Der Deines Vaters, Wilhelm! — Deines Vaters!«

XI.

Oh hätte ich mit meinem Vater auf dem Kirchhose des hübschen englischen Dorfes schlafen können, welches an die See gränzt! Es würde mir besser gewesen sein, als

ein Dasein fortzuspinnen, welches täglich mehr zusammen sinkt unter dem düstern, todtten Druck des Grames.

Ich habe geduldet, sowohl durch Gram als durch Mangel. Meines Vaters Geschenk hielt nicht lange vor, und der Zuschuß, den ich durch meinen Unterricht in Sprachen erlangte, kam nur selten und zu gering, um mich vor der gewöhnlichen Nothwendigkeit zu sichern, die den Menschen an seine Kameradschaft mit dem Wolfe erinnert. Ich hatte keinen fürsüchtigen Beschützer, mir die Gastfreundschaft Britanniens durch die Magie eines Namens zu verschaffen. Unter meinen Landsleuten war und bin ich als ein Mörder verabscheut.

Vor acht Tagen kündigte ein französisches Journal den Tod Adelaïdens, der Tochter des Barons S. von Rosenthal, an, der zu Pisa durch eine zehrende Krankheit erfolgt war. Was bleibt mir übrig, als zu meiner Geliebten zu gehen. Dank dem wohlthätigen Fremden, dessen Güte mich in den Stand gesetzt hat, Ruhe in einem Orte wie dieser zu schmecken.

XII.

Montag Nacht, September 6.

Ich habe schwer mit dem Schmerze gekungen. Ich glaube nicht, daß diese zerstörte Gestalt so lange gekämpft haben würde. Die Stunde ist gekommen, und Alles wird schnell vorüber sein. Geseget sei die Nacht, welche meinen Verstand auf seinem Throne erhalten hat!

Noch ein wenig länger, und die eisfalten Finger des Todes werden den Vorhang der Ewigkeit aufziehen. Gewiß, o Gott, du wirst deinem Geschöpfe Frieden geben?

Ich war gebildet jeden Menschen wie einen Bruder zu betrachten, aber sie weiterten sich mich ebenso anzusehen. Die Thüren menschlicher Sympathie sind mir verschlossen gewesen, fast von der Dämmerung meiner Existenz an. Gesellschaft, deine Gesetze sind geschrieben mit einer eisernen Feder, gefüllt mit Blut aus dem Innersten des verwundeten Herzens!

Ich bin wie Einer, der durch den entwölkten Himmel in einem Wagen der Luft fährt, und aus dieser Höhe die Bewohner der Welt, ihre Werke und ihre Besitzthümer erblickt, verringert bis zur Unscheinbarkeit.

In einer Sphäre himmlischer Stille und unaussprechlicher Schönheit ruhen die Geister der Guten. Dort bist Du, meine Adelaïde, und dort will meine Seele hoffen Dich zu finden, wenn sie auch durch zehntausend Sternentriebe sich schwingen sollte.

Beunruhigt sind die Wasser, welche zwischen Erde und Himmel rollen. O, daß endlich mein Morgen erscheinen wollte!

* * * * *
Nicht mehr — nicht mehr — nicht mehr!

Briefe der Thorheit.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Mißverstehen Sie mich nicht, Maria; ich meine nicht, daß, da in Allem, was je gedacht und gesprochen worden, und besonders, wenn es für die Zukunft gelten soll, etwas Irriges enthalten ist, man dieses als nutzlosen Plunder bei Seite schieben dürfe. Wahrscheinlich zürnen Sie, daß ich für nöthig halte, Dieses zu bemerken, und eigentlich ist es auch nicht für Sie geschrieben; da Sie aber diese Briefe vielleicht auch Andere lesen lassen, so halte ich die Bemerkung nicht für ganz überflüssig. Ich habe aber mit dem Obigen andeuten wollen, daß das, was vielleicht vor 2000, oder auch nur vor 100, oder gar nur vor 30 Jahren gesagt worden, nicht mehr durchaus für unsere Zeit passen kann. Man wird das Leben nie schematisiren können, seine ungeheure Mannigfaltigkeit läßt kein Urtheil zu, was unveränderlich, ewig richtig sein könnte. Ich glaube, Dies ist wahr. Ist es aber wahr, dann möge man zwar schöpfen aus dem Buche der Erfahrung und Weisheit, was uns begabte Geister überliefert, aber man wühle nicht vor den Augen des Volks darin herum, und bringe mit dem eigenen nicht auch immer ein Urtheil aus früherer Zeit; was uns zwar ein Zeichen der Vorsicht, aber kein Zeichen der Zuversicht scheint. Theilweise kann es, nach meiner Meinung, immer nur passen, und da es also auch immer nach Zeit und Umständen modificirt werden muß, so kann es auch selbstständig auftreten, und bedarf der Krücke einer Autorität nicht, wodurch die Bekämpfung eines Irrthums immer erschwert wird, und auch wohl ganz unterbleibt.

Ich halte es daher nicht für wohlgethan, die Gelehrsamkeit also als Schild vor sich hinzustellen, weil der freie Austausch der Ideen und Meinungen dadurch behindert wird; und was den Hrn. Professor Stahr betrifft, so hat dieser am wenigsten Ursache, sich hinter Autoritäten zu flüchten, er, der eher als hundert Andere dazu befähigt ist, selbstständig aufzutreten, und Alles, was er sagt, auf eigene Hand und Gefahr zu versetzen.

Ich komme jetzt auf einen andern, mir mißfälligen Punct in den Stahr'schen Schriften, der sich zum Theil schon aus den obigen Ausstellungen erklärt. Hr. Stahr Holt zu weit aus; er ist wahrhaft — langweilig im Aufsuchen von Ursachen und Gründen. Um irgend eine alltägliche Sache zu erklären, steigt er hinab in der Weltgeschichte tiefste Tiefen; kommt er nun wieder herauf, so hat er zwar die Ursache richtig mitgebracht, aber sie ist dann mit so viel Bücher- und Schulstaub umhüllt, sie sieht so grau und vorweltlich aus, daß wir nicht recht wissen, was noch damit anzufangen sei. Schreibt er eine Recension über Schiller's »Jungfrau von Orleans«, so giebt er

bei dieser Gelegenheit eine ganze Reformationsgeschichte mit zugehörigem Katholicismus und Protestantismus nebenher. Ach Gott, diese gar zu gründliche Manier, diese unendlich breite Gelehrsamkeit erzeugen noch einen andern Ismus, und zwar den schlimmsten von allen, den — Indifferentismus.

Man fragt zuletzt Nichts mehr nach der ganzen Geschichte, und läßt Gott und Stahr gute Männer sein. Und doch will der Hr. Professor frisch weg auf die Gegenwart, auf das Publikum, wirken. Der gelehrte Jargon, die feinen künstlichen Ideenschlüsse der Wissenschaft, der grubelnde Kopf eines Professors sind aber nie geeignet gewesen, kräftig und gestaltend in die Gegenwart einzugreifen.

Es ist eben so schlimm für den Leser, wenn irgend ein Geistesproduct des Hrn. Stahr höchstes Mißfallen erregt, als wenn er es eines besondern Lobes werth hält. Dann reißt er und zerret an dem Werke, bis er es, wie der Arzt einen Leichnam, völlig zerlegt hat, und während des Zergliederns, und auch noch hinterher, bricht er aus in Lobeserhebungen oder Tadel. Man denke mir an den »Sohn des Fürsten« von Julius Moser, worüber fünf oder sechs lange Nummern der Mittheilungen vollgeschrieben sind, und man erwarte die Recension über das Trauerspiel »Bernhard der Große« von demselben Dichter, worin der Held so schön und kräftig redet, und worin eine so wunderliche Französin vorkommt, die den Herzog Bernhard tödtlich liebt, dann, als er sie aus schlägt, vergiftet sie ihn, und nachdem sie ihm dieses angezeigt, stürzt sie sich vor seinen sehenden Augen in den Rhein.

Ich danke Julius Moser im Stillen, als er sie ertrinken ließ, denn wenn er diese »Marie von Vignerot« noch länger am Leben gelassen, so hätte sie wahrscheinlich noch viel Unheil unter den Männern angerichtet, denen die gefährliche Ehre zu Theil geworden wäre, ihr zu gefallen.

Verzeihen Sie mir, Maria, daß ich unwillkürlich einen etwas spöttischen Ton angenommen. Dieser »Bernhard der Große« hat in mancher Beziehung einen unzweifelhaften Werth; das ganze Stück ergreift und spannt; die schöne, kühne, oft gewaltige, an Gedanken und Bildern reiche Sprache, läßt das Interesse des Zuschauers keinen Augenblick erkalten. Aber der Held des Stücks ist ein Wortheld, statt die Kraft und That zu zeigen, hält er Vorlesungen darüber.

Was sagte doch noch der alte Aesthetiker von Stagirica?

Was die Marie von Vignerot betrifft, so weiß man, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß die Nichte des Cardinals Richelieu Jamulusdienste bei einem französischen Agenten in Deutschland verrichtet, nicht recht, ob man sie für wahnsinnig oder unmöglich halten soll, und da es mir noch diesen Augenblick an einem prägnan-

ten Ausdrucke für diese Erscheinung gebracht, so ist sie mir vor der Hand noch lächerlich, weshalb ich oben ihrem Andenken keine Thräne, sondern einen harmlosen Scherz geweiht.

(Schluß folgt.)

Herr Landgerichtsaffessor v. Kobbe

hat in N^o 51 seiner humoristischen Blätter sich als Verfasser der Broschüre: Krieg gegen die Missionen (der Titel heißt aber: »Krieg dem Missionswesen«) zu erkennen gegeben, und bei dieser Gelegenheit, die ihm bewilligte Censurfreiheit auf unerhörte Weise mißbrauchend, mich mit Beleidigungen überhäuft, gegen die ich mich nicht zu vertheidigen weiß, da mir sein — Humor gänzlich fehlt. Aber zwei Behauptungen, die er nebenbei macht, muß ich mit dem Lichte der Wahrheit beleuchten.

Er behauptet, als ich die Beurtheilung jenes Pamphlets für N^o 40. des Gv. R. u. Sch. Bl. schrieb, hätte ich »sehr gut gewußt«, daß er der Verf. sei. Um das zu behaupten, mußte er selbst es mündlich oder schriftlich gegen mich erklärt, oder Jemand mit dieser Erklärung beauftragt haben, und wissen, daß seinem Auftrage Genüge geleistet sei. Das ist aber nicht der Fall. Zwei meiner Bekannten haben zwar (ich weiß nicht mehr, ob vor oder nach dem Abdruck meiner Beurtheilung) ihn als Verf. bezeichnet; aber wenigstens zehn haben dem widersprochen und andere Personen genannt. Selbst aus Bremen erhielt ich die Nachricht, daß er der Verf. nicht sei. Ich habe es nicht nur nicht gewußt, sondern nicht einmal geglaubt, daß er das geschrieben habe.

Er behauptet ferner, die genannte Broschüre »Ende October geschrieben zu haben«, um den Umstand, daß die (was unbedeutende Nebensache ist) später ausgegebene Nummer des Gv. R. u. Sch. Bl. mit dem 5. Octbr. bezeichnet ist, zu einem — Witz zu benutzen. Allein die Broschüre ist in N^o 124 der Old. Anz., also schon am 17. Octbr., hier feilgeboten; sie ist aber in Bremen gedruckt, und, wie schnell das auch mag bewerkstelligt sein, so kann sie doch unmöglich »Ende October« aus der Feder des Verf. geflossen sein.

Steckt in solchen Behauptungen Humor, so ist es, um mit Shakespeare zu reden, nur — the humour of lying.

Böckel.

Redacteur: Oberamtmann Straderjan.

Literatur.

Epigramme

veranlaßt durch die Bremer Zeitung N^o 342. vom 8. Dec. 1843. Oldenburg (Carl Sonnenberg) (3 K.).

Um diese Epigramme zu verstehen, muß man den Artikel »von Kunstfächen« nicht nur in N^o 342, sondern auch in N^o 345, 346 und 348 der Bremer Zeitung gelesen, oder der Vorstellung von Julius Mosens »Trauerspiele »Herzog Bernhard der Große« am 5. Dec. beigewohnt haben; auch muß man wissen, daß Mosens ein episches Gedicht »Hasver« (Dresden 1838) herausgegeben hat.

Eine herzliche Bitte.

Da wir jetzt die musikalischen Genüsse so sehr entbehren, so wird der Herr Musikdirector Köstler — recht dringend gebeten — doch die von ihm componirte »Concert-Ouverture« recht bald zur Aufführung zu bringen. A-3.

Kirchennachricht.

Vom 23. bis 29. December sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 92) Heinrich Christian Rudolph Gehl und Marie Susanne Henriette Bökeler. 93) Bernhard Herzog und Ailse Margarete Böhle.

2. Getauft: 347) Talle Margarete Ahlers. 348) Anna Catharine Henriette Ripken. 349) Helene Margarete Henriette Kayser. 350) Johanne Hermine Christiane Wollering. 351) Margarete Charlotte Schwarting. 352) Johann Hinrich Neumann. 353) Dittmann Ahlers.

3. Beerdigt: 256) Peter Reichard, 68 J. 257) Ludwig Georg Heinrich Grimm, 81 J. 258) Ein todtgeborener Sohn von Dinklage. 259) Ein todtgeborener Sohn von Gramberg. 260) Anna Maria Keyser, geb. Reuten, 48 J. 261) Helene Neunaber, geb. Bunjes, 29 J., mit ihrem todtgeborenen Sohne. 262) Johann Friedrich Gerhard Meyer, 1½ J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 31. December.

Vorn. (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorn. (Anf. 10 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Assistentprediger Kndt.

Am Neujahrstage 1844.

Vorn. (Anf. 8½ Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Vorn. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Bökkel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

